
Generationsbeziehungen – Diskurskonzepte und Realbeziehungen

Gerd Göckenjan

Generationsbeziehungen sind für die Soziologie ein klassisches Thema. Zu erinnern ist an Karl Mannheim, der in den 1920er Jahren unter dem Terminus „Generationenlagerung“ herausgearbeitet hat, wie historische Ereignisse und Erfahrungen sich bei etwa Gleichaltrigen zu sozialisationsbedingten Gemeinsamkeiten verdichten: Personenkreise, die außer einem beieinander liegenden Geburtsdatum wenig verbindet, teilen gewisse Erfahrungen, die eine je nach Umständen realere oder abstraktere, oft intensive, aber gelegentlich auch retrospektiv „nachgeholte“ Gemeinsamkeit schaffen. Das Alter – bzw. der Eintritt in Lebensphasen, für die gesellschaftliche Altersgrenzen gelten – konstituiert ähnliche realere oder abstraktere Gemeinsamkeiten von Personen, die ansonsten wenig gemeinsam haben.

Dieses Zusammenspiel von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, auch von Diskurskonzepten und Realbeziehungen in Sachbeständen der alternden Gesellschaft möchte ich im Folgenden betrachten, denn unter dieser Überschrift interessieren uns die Generationenbeziehungen hier. Die Betrachtung dieser Gegenstände leidet aus soziologischer Sicht durch mehrfache Unübersichtlichkeit. Ich möchte einige Punkte hervorheben und mit der Rede über das Alter beginnen, durch die Gemeinsamkeiten tatsächlich herausgearbeitet oder auch nur nahe gelegt werden.

Zunächst kann über das höhere und hohe Alter nicht

ohne den Ton der Klage und den Gestus der Anklage gesprochen werden. Das ist alleine aber noch nicht sonderlich eindrucksvoll. Die *Altersklage* ist ein sehr alter Topos. Hier spiegelt sich die Tatsache, dass das Altern mit Verlusterfahrungen einhergeht – selbstverständlich nicht für jede Person im gleichen Umfang und erst recht nicht zur gleichen Zeit. Aber im höchsten Alter und in der Nähe des Todes sind Verlusterfahrungen gewiss. Diese Altersklage ist regelmäßig ein Stellvertreterdiskurs, der historisch durch die mittlere Generation geführt worden ist. Die mittlere Generation hatte ihren sozialen Status gegen die Jungen wie gegen die Alten zu sichern und vermischte diese Klage mit ihren historisch spezifischen Interessen. Dieser Diskurs wird heute von gerontologisch interessierten Professionen geführt und steht, wie auf dem Markt der Meinungen und der Ressourcenmobilisierung nicht anders vorstellbar, unter dem Diktum eines *Skandalisierungsgebots*. Selbst dass professionelle Altersfürsprecher sich meist ungern als solche bezeichnen lassen, muss hier nicht als größeres Problem angesehen werden; aber wir haben eben eine unübersichtliche, verschobene Diskursaufstellung.

Des Weiteren leidet die Debatte über Sachbestände der alternden Gesellschaft darunter, dass ihr notwendigerweise generalisierende Konzepte „des Alters“ zugrunde liegen, die nur wenig soziale Wirklichkeit ausdrücken können, aber häufig genug für die soziale Wirklichkeit gehalten werden. Diskurskonzepte und Realbeziehungen schwimmen. Auch das verstärkt die Unübersichtlichkeit der Debatte. Aus soziologischer Sicht erscheint es notwendig, sich Folgendes zu vergegenwärtigen: *Alter ist ein Konstrukt, eine rhetorische Figur*, mit durchaus selektiver, unsicherer Wirklichkeit. An sich, so sollte man meinen, stellt dieser Sachverhalt kein Problem dar. Immerhin täuscht sich auch bei der Rede über die Liebe oder die Gesundheit niemand über den Charakter der Gegenstände.

Ich möchte die Situation an einem Beispiel darstellen. Irgendwo las ich, die heutigen Senioren seien kein grauer Block mehr, sondern eher ein bunter Haufen. Diese Aussage wurde mit vielen Einzeleindrücken und klugen Bemerkungen präsentiert, an denen wenig auszusetzen war. Die Generalisierungen allerdings sind falsch. Ein Blick in die Geschichte des Alters würde zeigen, dass Alte – was ist gemeint, Personen über 55, 60 oder 65? – historisch nie ein grauer Block waren. Und zwar deswegen nicht, weil frühere Gesellschaften nicht entlang wohlfahrtsstaatlicher Altersgrenzen organisiert waren. Das chronologische und das soziale Alter korrespondierte in der jeweiligen Einzelbiographie nicht. Umgekehrt sind genau deshalb die heutigen Senioren eben kein „Haufen“, sondern tatsächlich ein „Block“, wenn auch vielleicht ein bunter. Denn sie unterliegen der sozialen Alterszuschreibung, d. h. den Regeln, die durch die wohlfahrtsstaatlichen Transferzahlungen gegeben sind – was immer sie sonst noch sind oder tun. Durch *Rentenbezug* treten unsere Senioren in eine abstrakte Beziehung mit denen, die die Rente finanzieren, ebenfalls ein „Block“, der Block der Rentenbeitragszahler. Das Verhältnis dieser Blöcke wird üblicherweise als Vertragsbeziehung zwischen Generationen dargestellt, kann aber auch als Kampfaufstellung zwischen diesen thematisiert werden.

Zwei Anmerkungen hierzu. Zum einen: An solchen Abstraktionen ist nicht viel auszusetzen, wenn denn klar ist, wo man sich befindet. Denn es ist fraglos verwirrend, dass wir eine Blockbildung des Alters und eine Vielfalt der Lebensformen im Alter zur gleichen Zeit haben. Zum anderen ist diese Blockbildung des Alters neuen Datums, sie ist soziale Wirklichkeit erst seit der so genannten Großen Rentenreform von 1957. Und diese Blockbildung ist nicht an den Himmel genagelt. Sie kann, im Rückblick der folgenden Generationen, durchaus zu einer kurzlebigen

Form der Alterssicherung werden und mit anderen Formen der konventionellen Arbeitsgesellschaft untergehen, wenn die Umstände danach sind.

Begriffe wie „das Alter“, „die Alten“ funktionieren bzw. dienen also als *Alltagsorientierung*. Diese ist möglich aufgrund von Alltagskenntnissen und Vorannahmen, ohne dass man dabei viel über die Lebenswirklichkeit alter Leute wüsste oder wissen müsste. „Alt“ ist einfach Teil der alltagsweltlichen Alt-Jung-Codierung, die ein Basis-konzept der symbolischen Vermessung jeder Gesellschaft darstellt. Die Redewendung „alt aussehen“ zum Beispiel, die für Situationen mit Fehlleistungen oder Überforderungen benutzt wird, sollte nicht als sublimale Altersdiskriminierung angesprochen werden; es handelt sich vielmehr um einen Reflex sozialer Verortung. Gesellschaft funktioniert nicht ohne diese *Navigationshilfen*. Für neuere Konzepte des Alters, die das Bild des Alters differenzieren, gilt, wenn sie eine gewisse Verbreitung erlangen, das Gleiche: Sie dienen ebenfalls zur Orientierung im sozialen Raum. Man denke etwa an das Konzept des „Rentners“ bzw. des „Ruhestandes“ in den 1960er Jahren, an das Konzept der „Senioren“ in den 1970er Jahren und dann, zugespitzter, das Konzept des „Neuen Alters“ in den 1980er Jahren. Seit-her hat kein neues Konzept größere Verbreitung gefunden. Alle die genannten Konzepte aber haben Orientierungs-funktionen für soziale Teilbereiche behalten. Andererseits sind natürlich deswegen nicht alle „Alten“ seit den 1980er Jahren zu „aktiven Senioren“, zu Mallorca-Flüchtlingen, zu Personen mit reichem Sexualleben usw. geworden, bloß weil dergleichen mit der Figur der „Neuen Alten“ in Zeiten von Viagra unterstellt wird. Auch die Sexualisie-rung des Alters, bekanntlich keine neue Erfindung, muss nicht als (wenig) sublimale Altersdiskriminierung angesehen werden. Es handelt sich zunächst einfach nur um eine von

relativ vielen Altersdeutungen, die einen Orientierungswert haben werden – ohne jede Übernahmeverpflichtung für die Angesprochenen.

Die Gesellschaft braucht negative wie positive Altersbilder als Navigationshilfen. Das ist keineswegs neu. Das Besondere der Situation, wie sie spätestens seit der Erfindung der „Neuen Alten“ deutlich geworden ist, ist die relative Unverbindlichkeit der zirkulierenden Altersbilder. Ganz offenbar gibt es heute keinen gesellschaftlich irgendwie verbindlichen Erwartungscode im Hinblick auf das Alter. Das zeigt sich an der Sexualisierung des Alters sehr schön, denn im alten Diskurs – alt im Sinne von „vor der Erfindung der Neuen Alten“ – war das unanständig, des Alters unwürdig, was danach als vorbildlich thematisiert wurde.

In einem Satz zusammengefasst: Altersdiskurse, die Reden über das Alter, stellen nicht nur (naturgemäß) allgemeine Gemeinsamkeiten heraus, sondern überdies wie auch immer geartete Scheingemeinsamkeiten, die positive oder negative Deutungen des Lebens im höheren oder höchsten Alter sein können, die aber heute keine gesellschaftliche Verbindlichkeit beanspruchen können.

Ich komme jetzt zu den *Generationenbeziehungen*. Sie können auf der Ebene sozialrechtlicher Blockbildung thematisiert werden wie bereits angesprochen, oder auf der Ebene familialer Realbeziehungen. Montaigne hat 1580 beispielsweise angemerkt, dass man frühzeitig bedenken möge, ob man von seinen Kindern geliebt oder gehasst werden will. Der Gegenwartsdiskurs über das Alter vermittelt den Eindruck, dass die Alten ganz offenbar alles getan haben müssen, dass sie jetzt – und das schon seit etlichen Jahren – erbittert gehasst werden. Sie werden so gehasst, dass sich ein anderer Teil der Diskutanten, ebenfalls schon seit Jahren, darin verzehrt, das Alter in Schutz zu nehmen und auf die verkannten und potentiell guten Seiten zu ver-

weisen, und sich bemüht, die Chancen, die Aktivitätspotentiale, die Bedeutung des gut gestimmten Alters hervorzuheben. Aber auch dieser Teil der Redner scheint das Alter keineswegs zu lieben jedenfalls läuft diese Sicht immer auf „Beihilfeforderungen“ hinaus: Forderungen nach Freiräumen, nach Dienstleistungen und weiteren Ressourcen für die Alten. Man könnte den Eindruck gewinnen, diese Redner gössen mit Absicht neues Öl ins Feuer des Hasses – falls denn der Hass daraus resultiert, dass die Alten ein zu großes Stück des gesellschaftlichen Reichtums für sich beanspruchen, dass sie immer mehr werden und nicht absehbar ist, ob irgendetwas für die Jungen übrig bleiben wird.

Die schlichten Alltagserfahrungen sagen uns, dass es ganz offensichtlich keinen aktuellen Grund für derlei Hysterien gibt. Die soziologische Generationenforschung bestätigt uns dies: Das Verhältnis zwischen den familialen Generationen ist sehr viel besser, als es in den Katastrophenszenarien unterstellt wird. Der direkte Transfer von Geld, Hilfeleistungen und emotionaler Zuwendung ist intakt wie eh und je. Eltern unterstützen ihre Kinder, auch wenn sie erwachsen sind – wenn es denn möglich ist: in der Ausbildung, bei großen finanzielle Belastungen wie etwa beim Autokauf oder Hausbau, sie unterstützen sie bei der Versorgung der Enkel und nach Ehescheidungen. Noch die Transferleistungen der ältesten Generation sind bedeutend. Hier erscheint uns alles eher konventionell: Wenn viel zur Verfügung steht, gibt es hohe Transfers, wer mehr braucht, bekommt mehr, wenn Unternehmungen mit Familienzielen übereinstimmen, ist die Unterstützungsbereitschaft hoch. Denn ganz offenbar gibt es sie noch, die „familialen Aufträge“ (Ecarius), die „Familienprojekte“ (Pitrou), die die *Familie als Tradierungszusammenhang* konstituieren: Familie ist trotz aller Unkenrufe weiterhin anzusehen „als Ort der Konstruktion von Plänen

und Normen, welche den persönlichen ‚Flugbahnen‘ Sinn geben“ (Pirou, in: Lüscher 1993, S. 77).

Wenn die historische Familienforschung Recht hat, dann sind die inneren Bindungen zwischen den Generationen und das emotionale Engagement für die Kinder im Laufe der Geschichte nicht etwa immer lockerer und unverbindlicher, sondern dichter geworden. Es gibt gute Gründe, das auch für die Gegenwart anzunehmen. Wie die Daten der Generationenforscher zeigen, sind die affektiven Bindungen und die Kontakthäufigkeit zwischen Eltern und ihren erwachsenen, nicht mehr im gemeinsamen Haushalt lebenden Kindern dicht. Sogar die Wohnentfernung zwischen den Generationen ist regelmäßig gering: Etwa 80 Prozent der jeweiligen Haushalte sind maximal eine Stunde voneinander entfernt. Mobilitätsanforderungen scheinen also kein Gegenargument zu stabilen direkten Generationenbeziehungen zu sein. Die These von der Auflösung von Familienstrukturen ist eine Zuspitzung demographischer Erscheinungen, die offenbar sehr viel vorsichtiger zu interpretieren sind.

Andererseits sind Unterstützungsleistungen offenbar nur in direkten Generationenbeziehungen verlässlich. So sind z. B. die Chancen, außerhalb der direkten Generationenbeziehungen, also aufgrund entfernterer Familienbeziehungen, Zuwendungen zu bekommen, sehr viel schlechter. Ähnlich verhält es sich mit nicht monetären Hilfe- und Pflegeleistungen. Hierfür sind die affektiven Beziehungen zwischen den Verwandten in direkter Linie am zuverlässigsten. Alle Generationenforscher verweisen darauf, dass die Bereitschaft von Kindern, Verantwortung für ihre alten Eltern zu übernehmen, weiterhin groß ist – trotz aller Berufstätigkeit der Frauen und der geringen Koresidenz der Generationen. So werden für pflegebedürftige Eltern vielfältige Versorgungsarrangements gefunden, um den Übergang in Pflegeheime zu vermeiden, denn diese werden von

beiden Generationen abgelehnt bzw. als letzter Ausweg angesehen. Auch in dieser Hinsicht nimmt offenbar die Bereitschaft der Kinder ab, emotionale Leistungen außerhalb der direkten Generationsbeziehungen zu erbringen. Das betrifft z. B. die Bereitschaft von Schwiegertöchtern, die Eltern des Partners zu versorgen.

Allerdings erinnern Generationenforscher – auch hier ganz entsprechend den Alltagserfahrungen – daran, dass direkte, familiäre Generationenbeziehungen nicht konflikt- und enttäuschungsfrei sind und dennoch überwiegend solidarisch sein können. In Generationenbeziehungen seien Konflikte und Solidaritätsleistungen kein Gegensatz (Szydlik, in: Kohli/Szydlik). Jedenfalls sei ein wie auch immer vorgestellter Generationenkampf keine Gefahr für Familienbeziehungen. Die Gefahr liege vielmehr im Beziehungsabbruch aufgrund forcierter Konflikte. Vor dem Hintergrund der ewigen These vom Untergang der Familie mag es schon verblüffen, wenn Marc Szydlik aufgrund seiner so vorteilhaften Daten glaubt, davor warnen zu müssen, die familialen Generationenbeziehungen zu idealisieren. Eher trifft dann wohl Kurt Lüschers Vorschlag, unsere Alltagserfahrung – *Generationsbeziehungen als Ambivalenzbeziehung* – zu konzeptualisieren.

Damit bestätigen Generationenforscher, dass sich affektive, zuwendende Investitionen in direkte Generationenbeziehungen in der Regel auszahlen, ganz im Sinne Montaignes. Wenn die aktuellen Trends zur Entinstitutionalisierung der Familienbeziehungen – also eine geringe Bereitschaft zur Eheschließung, eine steigende Scheidungsrate, die Erziehung von Kindern außerhalb von Ehebeziehungen und daraus folgend die Vielfalt der Formen des informellen Zusammenlebens – anhalten sollten, dann mögen tatsächlich die emotionalen Bindungen zwischen Eltern und Kindern weiterhin immer bedeutungsvoller werden.

Ich glaube allerdings nicht, dass in solchen dichten emo-

tionalen Beziehungen *Chancen für das Alter* liegen. Das höhere Alter, als letzte Lebensphase, bedeutet regelmäßig ein Leben unter erschwerten Bedingungen. Alles andere erscheint mir als unberechtigter, advokatorischer Optimismus. Aber dichte emotionale Beziehungen mögen ein gemeinsames Leben unter den erschwerten sozialen und institutionellen Bedingungen erleichtern, die wir aufgrund der demographischen Entwicklung wohl zu erwarten haben. Solange es familiäre Beziehungen zu den Folgegenerationen gibt, gibt es ein gemeinsames Kontinuitätsinteresse der zur gleichen Zeit Lebenden, von dem die Katastrophenszenarien des wie präzise auch immer ausformulierten Kampfes der Generationen notwendigerweise absehen.

Ich möchte noch auf zwei Fragen eingehen, die oben schon angelegt sind: Warum liegen der Altersdiskurs und die Empirie der familialen Generationenbeziehungen so weit auseinander? Und: Sagt der Altersdiskurs überhaupt etwas zu den familialen Generationenbeziehungen?

Zunächst würden natürlich viele Ungereimtheiten vermieden, wenn die Autoren von Alters-Krisenszenarien nicht immer Familiengenerationen und Kohorten, also Geburtsjahrgänge, vermischten. Natürlich haben die Babyboomer, die Generation Golf oder wie sonst man Generationsbildungen im Sinne Karl Mannheims bezeichnen möchte, keine gemeinsamen Beziehungen zu den Kriegs- und Nachkriegsgenerationen, außer über die Institutionen des Sozialstaates. Auf diese „Blockbildung“ habe ich hingewiesen, in den Debatten über Generationenbeziehungen ist diese aber immer wieder hervorgehoben worden.

Allerdings geht es in den Katastrophenszenarien ja genau um diese abstrakten Beziehungen, nämlich um Formeln der Reichumsverteilung, um Schemata der sozialen Sicherheit und der Gesundheitsversorgung; es geht eben nicht um Familienbeziehungen. Die Katastrophen passie-

ren nur unter der Voraussetzung, dass es irgendwann keine Familienbeziehungen, keine Familienprojekte, keine geteilten Kontinuitätsinteressen mehr geben könnte. Man muss also nicht unbedingt die Darstellungen von einem „Krieg der Generationen“ oder einem „Methusalem-Komplott“ als mehr oder weniger gehobenen Unsinn auffassen. Es handelt sich dabei um rhetorisch eingefrorene Gegenwartsbilder, die in eine Zukunft hochgerechnet sind. Derartige ist immer wieder formuliert worden: in den 1920er und 1930er Jahren – und seit den 1950er Jahren immer wieder. Wenn solche Vergreisungs- und Altenlasten-Szenarien auf größere Resonanz stoßen, dann nicht nur aufgrund einer Lust am Spektakel; sie drücken ganz offensichtlich auch verbreitete Ängste aus.

Zum Status des Altersdiskurses lässt sich tatsächlich sagen, dass sein Hauptmotiv seit jeher die *richtige Ordnung der Generationen* ist. Dabei sind Familiengenerationen, aber auch Kohortenbeziehungen gemeint, denn hohes Alter war bis um 1900 zugleich die wichtigste gesellschaftliche Autoritätsinszenierung. Die rhetorische Wendung eines Kampfs oder Kriegs der Generationen ist überhaupt erst danach vorstellbar: eben wenn Alter keine wichtigen gesellschaftlichen Werte mehr repräsentiert. Und es ist historisch sehr gut nachvollziehbar, dass die Alten, sobald damit gesellschaftlich subventionierte, rentenfinanzierte Populationen gemeint sind, also seit den 1950er Jahren, als eine gefährliche Klasse diskutiert werden: Hier sind die Alten nicht mehr nur müde, nutzlos und müssen mitgeschleppt werden, hier sind sie zugleich gefährlich, weil sie gegen die gesellschaftliche Ordnung verstoßen. Rentner seien für die soziale Integration gefährlich, schreibt z. B. der damals hoch angesehene Soziologe Helmut Schelsky 1960, weil sie keinerlei weiteren normativen Verpflichtungen unterlägen als einem abstrakten Konsumentenideal, und dieses sei immer „bedürfnisexpansiv“.

Die Alten als „innenpolitischer Gefahren- und Unruheherd“ (Klose 1955, zitiert in: Göckenjan 2000, S. 375) sind seit den 1950er Jahren ein dominantes Thema. Nicht nur ihre potentielle politische Übermacht, auch ihre Geneigtheit zu krimineller Energie wurde in den 1950er Jahren befürchtet – und jetzt wieder einmal in England entdeckt: Klauen als Ergänzung zur Rente sei eine häufig erwogene Strategie, heißt es (*Die Zeit*, 16.9.2004, S. 29). In den 1960er Jahren wurde befürchtet, dass die Alten, wie alt gewordene Hippies, künftig an den Straßenecken herumlungern und Steine auf vorbeifahrende Autos werfen würden. Und Frank Schirrmacher erfindet die Internet-Greise, die sich an der Gesellschaft rächen, indem sie am Zusammenbruch der Weltkommunikation arbeiten.

Die armen, verlassenen, stigmatisierten Alten und die politisch gefährlichen, kriminellen Alten sind seit den 1950er Jahren eine feste Größe der Altersdiskurse. Diese Altentypologien funktionieren, wie gesagt, nur unter der Voraussetzung, dass es keine Generationenbeziehungen mehr gibt. Diese Typologien entwickeln allerdings eine Mitleids- und Drohkulisse, der ganz konventionell die Funktion aufgegeben wird, Einfluss auf die direkten familialen Generationenbeziehungen zu nehmen. Diese Texte gebärden sich immer wie *Einübungen in vermeidbare Zukünfte*. Vermutlich sind aber derlei abstoßende Zukunftsentwürfe genauso wenig konstruktiv wie reine Affirmationsdiskurse, in denen aktive Senioren gefeiert werden oder ein Alter als Chance imaginiert wird. Wenn die Hochrechnungen der Demographen Wirklichkeit werden, wird es die Alten in der uns heute bekannten Blockbildung nicht mehr geben, das jedenfalls kann ohne großes Risiko gesagt werden. Bis dahin wird weiterhin noch ein bisschen Kampf der Generationen bzw. Altersfürsprache inszeniert.

Neulich hat sogar eine Wochenzeitung proklamiert, dass das Ende des Jugendwahns angebrochen sei, die Alten

seien zurück. Das ist nun wirklich gutwilliger Unfug und bildet die Probleme der alternden Gesellschaft überhaupt nicht ab. Denn tatsächlich gibt es keine Formel, mit denen sich die sehr berechtigten Ängste einer alternden Gesellschaft beruhigen lassen. Aber vielleicht ist die gesuchte Formel eine alte, die Montaignes Sicht ein wenig variiert. Etwa: Es müsste vorteilhafter sein, in konkrete Familienbeziehungen zu investieren als in abstrakte Generationenbeziehungen (und in fiktionale Altersdiskurse).

Literatur

Bengtson, Vern L. / Schütze, Yvonne: Altern und Generationsbeziehungen: Aussichten für das kommende Jahrhundert. In: Baltes, Paul B. / Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. – Berlin/New York 1992.

Ecarius, Jutta: Familienerziehung im historischen Wandel. Opladen 2002.

Göckenjan, Gerd: Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt a. M. 2000.

Göckenjan, Gerd: Alter – Ruhestand – Generationsvertrag? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 17/1993.

Kohli, Martin / Szydlik, Marc: Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen 2000.

Lüscher, Kurt / Liegle, Ludwig: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz 2003.

Lüscher, Kurt / Schultheis, Franz (Hrsg.): Generationenbeziehungen in „postmodernen Gesellschaften“. Konstanz 1993.

Schirmacher, Frank: Das Methusalem-Komplott. München 2004.